

Jetzt – oder besser später

Wie man ein Land nicht erneuert – oder Armin Laschets halbgare Hoffnung, niemanden mit der ökologischen Wirklichkeit zu verschrecken | Von Tanja Busse

Politische Kehrtwenden sind möglich, vor allem, wenn sie vernünftig sind. Als im März 2011 der japanische Atomreaktor Fukushima in die Luft flog, dauerte es keine drei Tage bis die Bundeskanzlerin Angela Merkel die gerade erst beschlossene Laufzeitverlängerung der deutschen Atomkraftwerke für drei Monate aussetzte. Wenig später ist klar: Es geht zu Ende mit der Atomkraft in Deutschland, und zwar viel schneller, als die Atomenergiewirtschaft sich das gewünscht hatte.

Dass Unfälle in Atomkraftwerken tödliche Folgen haben, war promovierten Physikerinnen natürlich schon vor dem Seebeben vor der japanischen Küste klar. Trotzdem hat es die Schreckensbilder aus Japan gebraucht, um den längst überfälligen Ausstieg aus der atomaren Hochrisikowirtschaft zu besiegeln.

Im Sommer 2021 reiht sich nun eine ganze Reihe von Katastrophen aneinander, die – jede für sich und erst recht alle zusammen – eine politische Kehrtwende zu wirklichem Klimaschutz auslösen müssten. Im Golf von Mexiko zerreißen eine Gaspipeline am Meeresboden und das Meer steht in Flammen, in Kanada wird es über 50 Grad heiß und Hunderte von Menschen sterben an der Hitze, in Kalifornien glüht die Erde und ganze Landstriche brennen. Während in den deutschen Wäldern die Dürreschäden der vergangenen heißen Sommer erst richtig sichtbar werden, verschlingt der Starkregen ganze Dörfer und reißt weit über hundert Menschen mit sich.

„Die Lage ist eine andere“, hat Merkel nach Fukushima gesagt. „Alles gehört auf den Prüfstand.“ Und genau das müsste sie jetzt wieder sagen – sie und jede andere Politikerin, die es ernst meint mit der Verantwortung für die Daseinsfürsorge ihrer Bürgerinnen und Bürger. Auch Armin Laschet müsste das jetzt sagen, als Kanzlerkandidat

und als Ministerpräsident eines Landes, das von der Bedrohung durch Starkregen wusste und trotzdem Dutzende von Menschen nicht vor dem Ertrinken gerettet hat.

Laschet müsste sagen: „Wir haben in den vergangenen Jahren gehofft, dass die Warnungen der Wissenschaft vielleicht doch nicht so eintreffen. Aber jetzt haben wir gesehen, dass das naiv war. Und weil wir jetzt merken, dass die Veränderungen schneller kommen als gedacht, müssen wir auch schneller handeln als geplant.“

Es bräuchte ein solches klares Eingeständnis – anders kann er den Eindruck von kompletter Unkenntnis des Stands der Klimaforschung oder einer Abwehr wirkungsvoller (lebensrettender!) Politik wider besseres Wissen nicht zerstreuen. Laschets Talkshow-Satz „Aus irgendeinem Grund ist das Klimathema plötzlich ein weltweites Thema“ war eine Ohrfeige für alle verantwortungsvollen Bürgerinnen und Bürger, die sich als Unternehmerinnen, Forscher, Konsumentinnen oder ehrenamtlich in den vergangenen Jahrzehnten für Klimaschutz und Nachhaltigkeit eingesetzt haben – und davon gibt es viele, gerade auch in NRW. Laschets Satz hat Leugner und Querdenker bestärkt, die glauben, der Greta-Hype sei übertriebene Panikmache und man könne weitermachen wie bisher.

Die Rechtfertigungen des nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten, er engagiere sich schon seit Jahrzehnten für Klimaschutz und NRW gehöre zu den Vorreitern bei der CO₂-Reduktion, hat das alles noch schlimmer gemacht. Es wirkt, als wolle er den Eindruck erwecken, die CDU sei schon auf einem guten Weg zu mehr Klimaschutz – und im Übrigen könne alles weitergehen wie bisher.

Auch das Wahlprogramm von CDU und CSU verspricht – leicht widersprüchlich – „Stabilität und Erneuerung“ und macht



Armin Laschet, lachend

große Versprechen von Aufstiegschancen und neuem Wohlstand, und es erweckt den Eindruck, als bräuchte es nur mehr Wettbewerb und Innovation, um die Sache mit leidigen CO₂-Emissionen aus der Welt zu schaffen. 2045 soll Deutschland treibhausgasneutral werden, verspricht das Unions-Wahlprogramm. Und das scheint ganz einfach zu gehen, denn „dabei setzen wir auf neue Technologien und Innovationen.“ Der Emissionshandel soll es richten, und – schon wieder ein Versprechen – die



DR. TANJA BUSSE

ist Journalistin und Autorin. 2019 erschien „Das Sterben der anderen. Wie wir die biologische Vielfalt noch retten können“ im Blessing Verlag. Am kommenden Donnerstag erscheint ihr neues Buch „Fleischkonsum. 33 Fragen – 33 Antworten“ bei Piper.

Verbraucherinnen und Verbraucher sollen entlastet werden, die EEG-Umlage wird gestrichen.

Dabei haben die Dürren und Fluten längst gezeigt, wie sehr die von der CDU beschworene Stabilität gefährdet ist. Um in einer durch die Klima- und Biodiversitätskrisen zerrütteten Welt weitere Katastrophen abzuwenden, braucht es viel mehr als neue Technologien. Die Transformationsforschung zeigt, dass sich alle Bereiche des Lebens ändern müssen, wenn wir nicht von den multiplen ökologischen Krisen zerstört werden wollen. Dazu braucht es ganzheitliche Lösungen, die weit über Markt und globale Wettbewerbsfähigkeit hinausgehen.

Ein Beispiel: 2016 hat das – damals noch grünregierte – Umweltministerium NRW zu einer Tagung über Starkregen eingeladen, passenderweise in Münster, wo im Sommer 2014 ein Unwetter mit 292 Litrern Niederschlag zwei Menschen getötet hatte.

„Vor uns die Sintflut“ hieß die Tagung, ich war als Moderatorin dabei und habe gelernt, dass wir eine komplett neue Stadtplanung brauchen, um mit den häufiger werdenden Extremwetterereignissen fertig zu werden. Städte müssten in Zukunft Schwammstädte werden, die große Mengen Wasser aufsaugen können und in Tropennächten kühlende Feuchtigkeit abgeben. Dazu müssen Flächen entsiegelt werden und es braucht viel Platz für Gewässer und Natur. Technische Innovationen wie wasserdurchlässiger Dränbeton wurden auch genannt – als ein Baustein einer umfassenderen Wende in der Stadtplanung.

Doch genau diese Erkenntnis – dass es viel mehr braucht als technologische Innovationen – mutet die CDU ihrer Wählerschaft nicht zu. Vielleicht denken Laschet und sein Team an die Leser der Bild-Zeitung, die entgegen aller wissenschaftlicher Evidenz behauptet, das Unwetter sei keine

Folge des Klimawandels gewesen. Doch es ergibt langfristig keinen Sinn, die Augen vor den kommenden Krisen zu verschließen und überrascht zu tun, wenn die Menschen plötzlich auf die Straße gehen und Lösungen fordern.

Selbst die neu gegründete Klimaunion setzt auf diese merkwürdige Abwehrhaltung. Sie definiert sich als eine „ideologiefreie Plattform“ und als „Alternative zum linksideologischen Lager“, „zu Verzichtsdebatten und moralischer Überhöhung“, „auf Fakten statt Ideologie“ setzt. Übersetzt heißt das: Bei uns bekommt ihr Klimaschutz auch mit SUV, Fleisch und Flugreisen ad libitum. Und wenn die Grünen in die Debatte bringen, dass das vermutlich nicht gehen wird, dann behaupten die das nur, weil sie sich als Gutmenschen gerieren, und nicht etwa, weil Daten und Erfahrungen der vergangenen Jahre sehr deutlich dafür sprechen.

Das ist ebenso unlauter wie die Benzinsprendeckelung, die die SPD-Chefin Saskia Esken im frühen Wahlkampf angezettelt hatte, um den Grünen unsoziale Klimapolitik vorzuwerfen.

Um die Klimakrise auch nur halbwegs gut zu bewältigen, braucht es einen gesellschaftlichen Aufbruch, für den möglichst viele Menschen begeistert werden müssen. Mit Abwehrhetorik gegenüber anderen Parteien und Akteuren, die das Thema vorher als Pioniere besetzt haben, kommt keine Partei weiter. Viel schlauer wäre es, das gesammelte Transformationswissen von kleinen Unternehmen und großen Forschungseinrichtungen, von regenerativen Bauernhöfen und CO₂-neutralen Fabriken, von Unternehmenschefs und Ehrenamtlichen zusammenzutragen und daraus ein Zukunftsprogramm zu entwickeln, das dem großen Thema Umwelt- und Klimaschutz nicht ausweicht

AUS DEM BANNASKREIS

Reflexionen und Perspektiven



GÜNTER BANNAS

ist Kolumnist des Hauptstadtbrieft. Bis März 2018 war er Leiter der Berliner Redaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Dauereinsatz

Angela Merkel kennt den rasiertmesserscharfen Grat, der Gehöriges von Unangemessenem trennt. Bis in die Kleiderordnung hinein beherrscht die Kanzlerin beim öffentlichen Auftreten die subtilen Gesten – angesichts der Katastrophe, des Leids und der Opfer dieser Tage. Zwei Besuche hat sie den heimgesuchten Gebieten abgestattet: Den ersten in Adenau in Rheinland-Pfalz, Hand in Hand mit der SPD-Ministerpräsidentin Malu Dreyer, den zweiten in Bad Münstereifel in Nordrhein-Westfalen im Beisein Armin Laschets, des Ministerpräsidenten und CDU/CSU-Kanzlerkandidaten.

In Adenau will sich Merkel schon Ende August ein zweites Mal anschauen, wie weit die Aufräumarbeiten gediehen sind, gewiss abermals zusammen mit der Sozialdemokratin Dreyer. Die zweite Visite in Bad Münstereifel aber, so kündigte sie an, wird sie erst viel später abhalten, nach der Wahl und vielleicht sogar erst dann, wenn sie nicht mehr als Kanzlerin amtiert. Vorher wäre Laschet wieder an ihrer Seite gewesen. Zu viel des Guten? Merkel will sich vom Wahlkampf nicht vereinnahmen lassen.

Erinnerungen an die Urmutter aller Flutkatastrophenwahlkämpfe: Hochwasser an der Elbe 2002, Tote, Verletzte, Zerstörungen. Gerhard Schröder setzte einen Kabinettsausschuss ein. Kurzfristige Hilfen gab es und einen Besuch des Kanzlers im Katastrophengebiet auch. Die Unterstellung, Schröder habe Flut und Opfer für seinen Wahlkampf eingespant, blieb wirkungslos. Ein Kanzler darf sich nicht im Amt einbunkern. Regenjacke und Gummistiefel aber wurden zum Symbol seines Wahlsieges wenige Wochen später. Merkel beließ es bei Strickjacke und kräftigem Schuhwerk.

Sollte Armin Laschet bei der Wahl nicht wie gewünscht abscheiden, steht das Urteil fest: Es lag an seinem Fehlverhalten, als er hinten mit Nachbarn feixend zu sehen war, während Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier vorne einfühlsame Worte an die Opfer der Katastrophe richtete. Laschet wurde ertappt. Der Macht der Bilder hat er zu begegnen. Er hat sich entschuldigt, auch im Fernsehen. Er sucht dem Erfordernis zu genügen, dass Politiker sich zu kümmern und als öffentliche Person stets den Blick der Wähler zu beachten haben. Die wirkungsvollste Inszenierung dabei ist immer noch die, die nicht als Inszenierung erscheint. Wahlkampf in Permanenz: Auch Forderungen, es solle ein Fairnessabkommen geben und beizeiten müsse der Wahlkampf auch einmal ruhen, sind ein Mittel desselben.

Draußen vor der Tür

Was Menschen mit ihrem Körper vermögen – oder vom Sinn und Widersinn pandemischer Spiele | Von Gunter Gebauer

Let the games begin? Zum ersten Mal in ihrer Geschichte werden die Olympischen Spiele ohne Publikum ausgetragen. In den Stadien wird die Begeisterung der Zuschauer ebenso fehlen wie die festliche Stimmung in der Olympiastadt. Damit gehen dem Ereignis zwei wesentliche Größen verloren, die Veranstalter und Sponsoren für die Erzeugung von Emotionen und eines erstklassigen Werbeumfeldes fest eingeplant hatten. Die Spiele im quirligen Tokio sollten ein großes Fest werden. Von ihnen hatte sich das Internationale Olympische Komitee (IOC) einen kräftigen Schuss Vitalität versprochen; nun kann es nur noch eine ausgedünnte Veranstaltung zwischen Quarantäne und Berührungsfurcht anbieten.

Olympische Spiele sind in ihrer medialen Darstellung ein überwältigendes Ereignis. Was ist dies für ein merkwürdiges Spektakel, das so viele Menschen anspricht und das vorgibt, der ganzen Welt zu gehören – und das doch auf Nationalismus und Gewinnstreben hinausläuft? Vieles, was am Olympismus unmittelbar verständlich zu sein scheint, enthüllt bei genauerem Nachdenken eine eigentümliche Struktur. Dies erweist sich schon bei der einfachsten Frage: Wo ist der Ort, an dem sich die Spiele ereignen?

Von der japanischen Bevölkerung wird der große Enthusiasmus, auf den man nach

den trüben Spielen von Hö gehofft hatte, nicht ausgehen. Sie wirkt niedergedrückt von der Furcht vor Ansteckung durch die vielen fremden Besucher. Eine Abwehr, die hinter den Ritualen der Gastfreundschaft verborgen gehalten wurde, macht sich in offenen Reaktionen breit. Sie richtet sich gegen die verschwenderischen Ausgaben der eigenen Regierung für die Spiele wie gegen das herrliche Auftreten des IOC mit seinem Präsidenten Thomas Bach.

Tokio ist der Platz, an dem alle Akteure Olympias zusammentreffen. Es ist jedoch nicht der einzige und auch nicht der wichtigste Ort dieser Sommerspiele. Wegen des fehlenden Publikums wird das Geschehen in den weltweiten Medien ungleich wichtiger. Dort wird ein ungeheures Angebot für Sehen, Hören und Befindlichkeit der Medienutzer in der ganzen Welt aufbereitet. In den Stadien wird Stille herrschen. Von den Wettkämpfen selbst werden jedoch Bilder, Töne und Resonanzen ausgesendet. Die Medien verarbeiten sie zu Szenen aus verschiedensten Blickwinkeln, mit variablen Geschwindigkeiten, Wiederholungen, Einzelbildern und unterlegen sie mit Kampflärm, Zurufen, Siegeschreien, Nationalhymnen, mit den Laufgeräuschen auf der Tartanbahn, mit dem Klatschen der Schläge beim Boxen, dem Poltern der niedergeworfenen Hanteln.

Überall auf der Welt gibt es ein lebhaftes Interesse an der Demonstration von Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit, gleich ob die überlegene Person auf einem Rennrad oder in einem Achter sitzt, ob sie mit einem Schläger oder Bogen schießt, ob sie im Wasser Bahnen schwimmt oder Stadionrunden läuft. Was das weltweite Publikum vor die Bildschirme und ins Internet lockt, ist das, was Menschen mit ihrem Körper vermögen.

Dem Fußball fehlt ohne Publikum eine entscheidende Kraft, die das Spielgeschehen beeinflussen kann. Auf die Individualsportarten, die bei den Spielen weitaus in der Mehrzahl sind, trifft dies deutlich weniger zu – die meisten kommen ohne den Zulauf von Massen aus. Die Athletinnen sind es gewohnt, sich auf sich selbst und die Auseinandersetzung mit den Gegnern zu konzentrieren.



GUNTER GEBAUER

ist Philosoph und Sportsociologe und lehrte bis 2012 an der Freien Universität Berlin als Professor für Philosophie des Sports. Im vergangenen Jahr erschien sein Essay „Olympische Spiele. 100 Seiten“ bei Reclam. 2018 erhielt Gebauer den Ethikpreis des Deutschen Olympischen Sportbundes (DSOB).

Sie erwarten nicht, am Olympiaort die Kulisse eines Heimspiels vorzufinden. Die Spannung ihres Wettkampfs baut sich im Inneren des Konkurrenzgeschehens auf. Der Ruhm der Goldmedaille bewegt sie mit größerer Intensität als die Anfeuerung durch einen Pulk von Anhängern.

Der Ort der Siegerehrung erscheint im Fernsehen entrückt, erfüllt mit Pathos und Feierlichkeit, als ein Raum jenseits der Sportanlage, auf der sie stattfindet. Die Zeremonie ist sichtbarer Ausdruck der sportlichen Hierarchie, symbolisiert durch die drei unterschiedlichen Medaillen, die Positionen auf dem Podium und die Nationalhymne des Siegers. Mit diesem Zeremoniell ist eine Symbolik eingeführt worden, die für alle teilnehmenden Länder verständlich ist. Das Gesicht der Besten erscheint in Großaufnahme, überblendet mit der Nationalflagge. In den Wettkampfhallen und auf den Sportplätzen lässt sich die Feierlichkeit dieser Zeremonie, mit Ausnahme des Olympiastadions, nur selten herstellen.

Zur Würdigung des Siegers gehört die Lobrede. In den Medien wird der Gewinner eines Wettkampfs als ein exemplarischer Held mit einem personalen Mythos dargestellt. Der mythischen Figur des Siegers werden übernatürliche Eigenschaften zugeschrieben, die als repräsentativ für seine ganze Gemeinschaft gelten. Auf Großauf-

nahmen von Olympiasiegern im Fernsehen und auf Fotografien werden sie – fast – zu Übermenschern.

In der direkten Begegnung nimmt man diese Aura allerdings nicht wahr. Es gibt eine entscheidende Differenz zwischen einem Geschehen, das von einem Publikum bezeugt wird, und einer Produktion durch die Medien. Die Zuschauerinnen am Ort des Geschehens sehen es mit eigenen Augen. Sie sind präsent, während es geschieht. Sie können es selbständig beurteilen und seine Bedeutung einschätzen. Wenn kein Publikum anwesend ist, sind die Halteseile an der Wirklichkeit gekappt – eine Wirklichkeit, die für unser Leben verbindlich ist.

In Tokio deutet sich an, was die Zukunft Olympias sein könnte. Dort wird ein entscheidender Schritt getan, der von einem realen Menschen zu einer fiktiven Person führt, zu einem imaginären Helden, einer idealen Werbeträgerin. Es ist eine Figur, bei der man sich nicht mehr fragt, ob es sie im wirklichen Leben gibt. Sie existiert – aber nicht in derselben Welt wie wir. Der Sport der Helden und ihre Mythen bestimmen schon heute weitgehend unsere Wahrnehmung. Aber noch gilt mit der Präsenz des Publikums in den Stadien das Wirklichkeitsprinzip. Mit dem Ausschluss der Zuschauer von den Sportstätten bleibt der vielleicht letzte Wirklichkeitsgarant vor der Tür.